

(Nachdruck verboten.)

57]

## Arbeit.

Roman in drei Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen  
übersetzt von Leopold Rosenzweig.

Jordan war gerade diesen Morgen von einem schmerzlichen Schlag betroffen worden. Seit Monaten glaubte er die Lösung des Problems der elektrischen Fernleitung mit geringen Kosten gefunden zu haben. Die Kohle wurde direkt am Förderungsorte verbrannt und die gewonnene Elektrizität ohne jeden Kraftverlust weitergeleitet, wodurch sich der Kostenpreis außerordentlich verringerte. Vier Jahre angestrengter Arbeit, die er seinem kränklichen Körper abringen mußte, hatte er auf diese Frage verwendet. Er berechnete sorgfältig, was seine schwache Gesundheit leisten konnte, schlief viel, ruhte häufig, in seine Decken gewickelt, und nutzte mit weiser Methode die wenigen Stunden, die ihm seine physische Schwäche für die Arbeit gestattete. Und indem er so dem undankbaren Instrumente, das sein elender Körper war, die größtmögliche Leistung abgewann, erreichte er es, eine gewaltige Arbeitsmenge aufzuhäufen. Man verbarg ihm die Krise, die die Erbacher durchzumachen hatte, um ihn nicht zu stören. Er glaubte, daß alles gut ginge, und übrigens war er nicht im Stande, irgend etwas von dem zu bemerken, was um ihn geschah, da er für nichts Interesse hatte als für seine Studien und nur im Bannkreise seines Laboratoriums lebte. In diesem Morgen hatte er sich, da er sich besonders wohl und klaren Geistes fühlte, sehr zeitig an die Arbeit gemacht, um ein letztes, entscheidendes Experiment anzustellen. Und das Experiment war total mißlungen, er war auf ein unvorhergesehenes Hindernis gestoßen, einen Rechenfehler, ein übersehenes Detail, das mit einem Male eine vernichtende Wichtigkeit annahm und die langgesuchte Konstruktion seiner elektrischen Deseu auf unabsehbare Zeit hinausgab.

Es war eine Katastrophe. Wieder soviel nutzlose Arbeit aufgewendet, wieder soviel neue Arbeit nötig! Er hatte sich eben, in seine Decken gehüllt, in den Fauteuil zurückgelehnt, in welchem er so viele Stunden verbracht, und blickte in die trostlose Leere des großen Raums, als seine Schwester eintrat. Als er sie so bleich und verstört sah, geriet er sofort in lebhafteste Unruhe, er, der das Versagen seines Experiments mit der ruhigen Fassung eines Mannes aufgenommen hatte, den nichts entmutigen konnte.

„Was hast Du, liebes Kind? Bist Du krank?“

Ihr Geständnis kostete sie keine Ueberwindung. Ohne Zögern sagte sie, während ein Schluchzen aus ihrem armen Herzen in ihre Kehle stieg:

„O, Martial, ich liebe Lucas und er liebt mich nicht wieder. Ich bin sehr unglücklich!“

Und in ihrer einfachen, ehrlichen Weise erzählte sie die ganze Geschichte, wie sie Josine aus Lucas' Hause hatte kommen sehen und wie ihr dies einen so furchtbaren Schmerz verursacht habe, daß sie zu ihm geeilt sei, um bei ihm Trost und Linderung zu suchen. Sie liebte Lucas, und Lucas liebte sie nicht!

Jordan hörte sie betäubt an, als ob sie ihm von einem Welteinsturz berichtet hätte.

„Du liebst Lucas? Du liebst Lucas?“

Liebe — warum Liebe? Daß diese Schwester, die er immer gewohnt war an seiner Seite zu sehen wie sein andres Selbst, einen Mann lieben sollte, das konnte er nicht fassen. Er hatte nie daran gedacht, daß sie lieben und daß sie darüber unglücklich sein könnte. Das war ein Gefühl, das er nicht kannte, eine Welt, die er noch nie betreten hatte. Er war selbst so unschuldig, so vollkommen unerfahren in diesen Dingen, daß er ganz hilflos wurde.

„O, sag mir, Martial, sag mir nur, warum liebt Lucas diese Josine, warum liebt er nicht mich?“

Sie hatte die Arme um seinen Hals geschlungen und schluchzte an seiner Schulter, so trostlos und verzweifelt, daß es ihm das Herz zerriß. Was sollte er ihr sagen, wie sollte er sie belehren, wie sie trösten?

„Ich weiß es nicht, mein armes Schwesterchen, ich weiß es nicht. Er liebt sie wohl, weil er sie liebt. Eine andre

Erklärung giebt es wohl nicht. Er würde Dich lieben, wenn er Dich früher lieben gelernt hätte.“

Das war es. Lucas liebte Josine, weil sie das Liebende, das reizende, das hingebende Weib war, das alle zärtlichen Gefühle des Herzens erweckte. Und obendrein hatte er sie im Unglück gefunden, und sie war schön.

„Aber er hat mich doch früher gekannt als sie, warum hat er mich nicht zuerst geliebt?“

Jordan, den diese Fragen mehr und mehr in Verlegenheit setzten, suchte bewegt nach Antworten und fand gute und zarte Worte in der Einfalt seines Herzens.

„Vielleicht weil er als Freund, als Bruder in unser Haus gekommen ist. Er ist Dein Bruder geworden.“

Sein Blick ruhte auf ihr, und er sagte ihr nicht die ganze Wahrheit, denn er sah, wie klein und schwächlich sie war, gleich ihm, wie blaß und reizlos ihr Gesicht. Sie war nicht für die Liebe geschaffen, das schwächliche Mädchen in dem schmucklosen schwarzen Kleide; wohl lag die Anmut der Sanftheit und Güte über ihr, aber auch zugleich der Schleier der Schwermut, wie über allen Schweigsamen und Opferwilligen. Lucas hatte sicherlich nie etwas andres in ihr gesehen als eine kluge, eine edelherzige, eine in ihrer Wunschllosigkeit glückliche Freundin.

„Ja, siehst Du, mein armes Schwesterchen, da er sich als Dein Bruder fühlt so wie ich, so kann er Dich nicht lieben, wie er Josine liebt. Er ist darauf nie verfallen. Aber trotzdem liebt er Dich sehr, er liebt Dich mehr als jene, er liebt Dich so, wie ich Dich liebe.“

Aber Soeuretens armes, liebendes Herz bäumte sich heftig gegen diese Deutung, und sie rief unter doppelt heftigem Schluchzen:

„Nein, nein, er liebt mich nicht mehr als jene, er liebt mich gar nicht. Das heißt ein Weib nicht lieben, wenn man sie wie ein Bruder liebt, das ist kein Trost, wenn ich leide, was ich leide, da ich sehe, daß er mir verloren ist. Bis jetzt habe ich nichts von allen diesen Dingen gewußt, aber jetzt weiß ich sie, jetzt fühle ich sie, da ich sterbe vor schrecklicher Qual!“

Jordan konnte kaum die Thränen zurückhalten.

„Schwesterchen, Schwesterchen, Du thust mir furchtbar weh! Sei doch nur vernünftig, Du wirst Dich noch trant machen, wenn Du Dich so dem Kummer überläßt. Ich erkenne Dich gar nicht wieder, meine sonst so ruhige, kluge Schwester, die immer begriffen hat, daß man dem Elend dieses Daseins eine starke Seele entgegensetzen muß!“

Er versuchte zu argumentieren.

„Sag einmal, Du hast doch Lucas keinen Vorwurf zu machen?“

„Nein, nein, nicht den geringsten. Er ist mir sehr zugehan, und wir haben immer nur als gute Freunde miteinander verkehrt.“

„Nun, siehst Du! Er liebt Dich, wie er Dich lieben kann, und Du hast kein Recht, gegen ihn aufgebracht zu sein.“

„Ich bin ja nicht aufgebracht. Ich hasse niemand, niemand; ich leide nur so schrecklich!“

Wieder brach sie in Schluchzen aus, und in einem erneuten Aufwallen der Verzweiflung rang sich der Schrei aus ihrem Herzen:

„Warum liebt er mich nicht? Warum liebt er mich nicht?“

„Wenn er Dich nicht so liebt, wie Du geliebt sein möchtest, Schwesterchen, so kommt das nur davon, weil er Dich nicht genug kennt. Nein, er kennt Dich nicht, wie ich Dich kenne, er weiß nicht, daß Du das Beste, Sanfteste, Hingebungsvollste, Lieblichste Mädchen bist. Du wärst seine Gehilfin, seine Gefährtin gewesen, Du hättest sein Leben gefördert und verschönt. Aber die andre ist gekommen mit ihrer Schönheit, eine starke, eine sehr starke Macht hat auf ihn gewirkt, und er hat sich ihr zugewendet, ohne auf Dich zu achten, die ihn liebte. Du mußt verzichten, mein armes Schwesterchen.“

Er hielt sie innig an seine Brust gedrückt und küßte sie aufs Haar. Aber ihr Herz wehrte sich verzweifelt.

„Nein, nein, ich kann nicht, ich kann nicht!“

„Ja, Du wirst verzichten, Du bist zu gut, zu klug, um nicht zu verzichten. Und mit der Zeit wirst Du vergessen.“

„O nein, das nicht! Niemals!“

„Ich hatte unrecht, ich verlange nicht, daß Du vergißt, bewahre die Erinnerung in Deinem Herzen, niemand wird dadurch ein Leid erfahren. Aber ich verlange den Verzicht von Dir, weil ich weiß, daß er in Deiner Natur liegt, daß Du seiner fähig bist bis zum Opfer, bis zur Selbstverleugnung. Denke doch nur, welches Unheil entstehen könnte, wenn Du sprächest, wenn Du Dich aufschutest. Unser Leben wäre gestört, unsre Werke vernichtet, und Du würdest noch tausendmal mehr leiden.“

Belebend vor Leidenschaft fiel sie ihm ins Wort.

„So soll das Leben gestört, die Werke vernichtet werden! Wenigstens werde ich mein brennendes Verlangen befriedigt haben. Du solltest nicht so grausam zu mir sprechen. Du bist egoistisch!“

„Egoistisch, wenn ich nur an Dich denke, mein armes, teures Kind? Nur der Schmerz verbittert in diesem Augenblick Deine gute Seele. Aber welche brennenden Vorwürfe würdest Du Dir später machen, wenn ich Dich alles zerstören ließe! Du könntest nicht länger leben, wenn Du inne würdest, welches Unheil Du angerichtet hast. Nein, Du armes, geliebtes Herz. Du wirst verzichten, aus Selbstverleugnung und nuschloser Zärtlichkeit wird Dein Glück bestehen!“

Tränen ersticken seine Stimme, sie schluchzten nun gemeinsam, einander umschlungen haltend. Es war von köstlicher Geschwisterliebe durchbebt, dieses leidvolle Gespräch zwischen Bruder und Schwester, die beide so liebevolle, unerfahrene Menschen waren. Und voll unendlichen Mitleids, mit überströmender Zärtlichkeit wiederholte er:

„Du wirst verzichten, Du wirst verzichten.“

Sie wehrte sich noch, aber schon unterliegend, und sie jammerte nur noch leise, wie ein armes verletztes Kind, dessen Schmerzen man einzuschläfern sucht.

„Nein, nein, ich will leiden! Ich kann nicht, ich kann nicht verzichten!“

Lucas sollte an diesem Tage mit den Geschwistern zu Mittag essen, und als er gegen halb zwölf Uhr ins Laboratorium kam, fand er die beiden noch sehr erregt, mit geröteten Augen. Aber er selbst war so schmerzdurchwühlt, so niedergedrückt, daß er nichts bemerkte. Der Abschied von Josine, die grausame Notwendigkeit der Trennung von ihr erfüllte ihn mit Verzweiflung. Es war ihm, als sei ihm seine letzte Kraft genommen, da ihm seine Liebe genommen worden, die Liebe, die er für seine Mission als notwendig erachtete. Wenn er Josine nicht rettete, so würde er niemals das arme leidende Volk retten können, dem er sein Leben gewidmet hatte. Und seitdem er sein Bett verlassen hatte, richteten sich alle Hindernisse, die ihm den Weg versperrten, drohend und unübersteiglich vor seinem Geiste auf. Er sah das düstere Bild der untergehenden, der untergegangenen Crecherie vor sich, es schien ihm Wahnsinn, noch auf die Möglichkeit einer Rettung zu hoffen. Die Menschen standen haßerfüllt gegeneinander, er hatte keine brüderliche Liebe zwischen ihnen hervorrufen können, alle tiefgewurzelte menschliche Unzulänglichkeit vereinigte sich, um seinem Werk das Grab zu graben. Mit einem Schlage hatte er den Glauben an sich und seine Sendung verloren und er ward die Beute der schrecklichsten Entmutigung, die er bisher durchgemacht hatte. Der Held in ihm wankte, verschlimmerte kleinmütig das Uebel, war auf dem Punkte, seine Aufgabe im Stich zu lassen, da er die Niederlage für unabwendbar hielt.

Soeurrette, die seine Verstörtheit bemerkte, vergaß in ihrer himmlischen Güte darüber fast ihr eignes Leid.

„Sind Sie krank, lieber Freund?“

„Ja, ich befinde mich nicht recht wohl. Ich habe einen schrecklichen Vormittag hinter mir; seit dem Morgen habe ich nur Unangenehmes erfahren.“

(Fortsetzung folgt.)

## Sonntagsplauderei.

Wir Socialdemokraten beginnen für die Schriftsteller der allein echt seligmachenden Kirche zum Range von Heiligen aufzusteigen. Sie würdigen uns bereits der Ehre, von uns die ergreifendsten Wunder- und Abenteurergeschichten zu erzählen. Mit der ganzen Liebe christlicher Gläubigen folgen sie unserm Lebenspfad und streuen auf ihn, den meist nicht allzu erfreulichen, rote duftende Rosen. Besonders liebenswürdig ist es, daß sie jedem von uns einen goldenen Peterspfennig stiften und uns mit irdischen Schätzen ausstatten, deren Genuß wir schon in der Dichtung so natürlich empfinden, daß jeder Socialdemokrat, der Abonnent des katholischen

„Arbeiter“ ist, unablässig gequält wird, sofern er „bloß“ ein Agitator ist, sich einen Geldschrank, sofern er aber nach der Rangordnung des klerikalen Militarismus ein Führer erster Größe ist, sich eine Stahlkammer anzuschaffen. Die Wirklichkeit werden hoffentlich die frommen Spender der lodenden Dichtung uns nachliefern.

Seit geraumer Zeit hat nichts auf mich einen so tiefen, so hinreißenden Eindruck gemacht als die allerhöchste Volkshandlung des „Arbeiter“ von dem Halschmied der Frau Singer, der — Millionen wert — auf der letzten Pariser Weltausstellung schon deshalb die sensationelle Aufmerksamkeit der civilisierten Welt erregte, weil er aus dem Gehalt eines deutschen Arbeiterführers zusammengespart worden ist. Selbst die bahrische Enthüllung von der „Richtung“ Bernsteins-Heine-Kautsky-Schippel-Vollmar, gegen die der „Vorwärts“ wüthete, verblaßte neben dem strahlenden Halschmied der Frau Singer. Jetzt erst begreife ich, warum dieser Genosse Singer uns bisher niemals seine Frau vorgestellt hat; er fürchtet den Reid der besitzlosen Klasse, deshalb muß seine arme reiche Gemahlin an ihrem Halsband gefesselt sich vor den Menschen im allgemeinen und den Genossen im besonderen schon verborgen halten. Ich aber suche seitdem einen tüchtigen Lehrmeister auf dem Gebiete des Einbruchdiebstahls! Meine Frau, deren Halschmied nur eine halbe Million wert ist und der auch nur (wegen des Feuers seiner Brillanten und der damit verbundenen Gefahr) in der Berliner Feuererschau-Ausstellung ein Schaustück war, an dem die neuesten Dampfspitzen probiert wurden — meine Gattin verlangt gebieterisch den Halschmied der Madame Singer!

Ich weiß nicht, ob der katholische „Arbeiter“ seine Offenbarungen aus der Socialdemokratie fortsetzen wird. Ich fürchte fast, er weiß nicht genug von unsren Intimitäten. Da er aber uns auf den Millionenchmied der Frau Singer aufmerksam gemacht hat, so will ich ihm einige andre charakteristische Geschichten aus der Socialdemokratie erzählen, die er für die nächste Wahlbewegung und auch für die jetzige Agitation zu Gunsten teuren Brotes nützlich verwenden wird. Ich verbürge mich für die Richtigkeit, als ob ich selber Redacteur des „Arbeiter“ wäre.

Bekanntlich wurde vor einiger Zeit der „Genosse“ Arons, der Privatdocent an der Berliner Universität war, aus dem Amte entfernt. Er trieb Umsturz auf dem Katheder und vergiftete die reinen Gemüther der Jugend, indem er u. a., entgegen der geoffenbarten göttlichen Wahrheit, die alte lehrerliche Irrlehre zu verbreiten wagte, daß die Erde sich um die Sonne drehe. Schließlich wurde der leider allzu geduldbigen Behörde der entsehlige Unfug zu stark, und sie warf ihn hinaus. Natürlich mußte nun die Socialdemokratie für ihren „Märtyrer“ sorgen. Was aber that diese „Partei der Arbeiter“? Sie machte ihren „Genossen“ Arons zum Herbergsvater im Berliner Gewerkschaftshause und setzte ihm für diese „Arbeit“, die doch wahrlich nicht viel Mühe beansprucht, das Gehalt des deutschen Reichskanzlers aus. Außerdem bekommt er Vierprocente, was ihn natürlich verleitet, die Arbeiter zum Alkoholismus anzureizen. So wirtschaftet die Socialdemokratie mit Arbeitergroschen. Arons ist nun freilich gut versorgt. Als Privatdocent bekam er keinen Pfennig, als „Märtyrer“ der Socialdemokratie bezieht er für eine leichte Arbeit jährlich 100 000 M. und Vierprocente.

Wie lange noch werden sich die deutschen Arbeiter an der Nase herumführen lassen?

Zu den Parteimillionären gehört auch der „Genosse“ Bebel. Als er anfang, das Volk zu retten, besaß er keinen Heller. Jetzt ist er nach der letzten Veranlagung der preussischen Vermögenssteuer auf nicht weniger als 27 Millionen taxiert. Er besitzt Schlösser in Dalmatien, am Genfer See, in Südfrankreich, in Schottland, und an der Riviera. Er selbst führt einen schweizerischen Lebenswandel. Stets sieht man ihn z. B. im schwarzen (!) Rock und weißen (!) Kragen. Noch schlimmer treiben es freilich seine acht Söhne, die es dank ihrem reichen „Proletarier“-Papa nicht nötig gehabt haben, irgend etwas zu lernen oder zu arbeiten. Sie sind sämtlich große Sportsleute und kommen aus den Amorsälen und ähnlichen Lokalen gar nicht heraus. An Gott den Herrn glauben sie alle acht nicht. Einer ist Rittergutsbesitzer und vertritt im Bunde der Landwirthe die Richtung, die 8 Mark Zoll verlangt. Das hindert aber den Papa nicht, schamlos gegen den Vrotivucher zu wüthen. Arbeiter, merkt Ihr was?

Zu den berüchtlichsten Hausagrariern Berlins gehört der „Genosse“ Stadthagen. Das ist der Mensch, der durch seine langen Reden die lex Heuze und damit die Wiederherstellung christlicher Sittlichkeit verhindert hat. Wer in seinen 12 oder 13 Häusern nur einen Tag den Priestszins schuldig bleibt, wird unbarmherzig auf die Straße gesetzt. Im Hausflur jedes seiner Häuser findet sich auf einer Tafel folgende Warnung: „Hausierern, Bettlern, Hundern, schlecht gekleideten Personen sowie Familien mit Kindern ist der Zutritt streng verboten.“ — Eßt proletarisch im Zeichen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit! Stadthagens Frau trug auf dem letzten Subskriptions-Ball, bei dem bekanntlich auch der Kaiser erscheint, ein seidenes Kleid, das von Kennern auf 15 000 Mark geschätzt worden ist; die Schuhsohlen waren mit großen Diamanten übersät, wie andre Leute ihre Stiefel nageln lassen. Und alles dies stammt aus Arbeitergroschen!

In der Socialdemokratie führen bekanntlich verbümmelte Madeniker das große Wort. Nachdem sie es in der bürgerlichen Gesellschaft wegen ihrer Liederlichkeit und Unfähigkeit zu nichts gebracht haben, versuchen sie es bei den Arbeitern, die sie, leichtgläubig wie sie sind, mit offenen Armen aufnehmen. Zu dieser Gesellschaft gehört der ehemalige Kandidat der Theologie J. J. Auer. Er faulenzte als Student, geriet in Schulden und ergab sich dem Trunke sowie zahlreichen andren Lastern und Todsünden. Mit Gott und der Welt zerfallen, wurde er Socialdemokrat, führte lästerliche Reden, predigte blutige Revolution und gewann bald einen großen Anhang. Unter dem Namen „Karl Marx“ schrieb er die fürchterlichen gottlosen Schmähchriften, die so viel Unheil unter den braven Arbeitern angerichtet haben. Unter dem Socialistengesetz verwaltete er die Parteikassee. Aus dieser Zeit stammt sein bedeutendes Vermögen. Da er aber der Spiel Leidenschaft in höchstem Maße fröhnt und Tag und Nacht bei den Karten sitzt, leidet er fortwährend unter Schulden. Weiß er sich nicht mehr ein und aus, dann reist er einfach nach London und holt sich aus der englischen Bank, wo die Revolutionskasse der Socialdemokratie aufbewahrt wird, das Nötige, und er kann wieder aufs neue hazardieren. Arbeiter! So geht man mit Eurem Gelde um.

Auch die „Unteroffiziere“ der Socialdemokratie, die „kleinen“ Agitatoren führen durchweg eine Existenz, daß sie mit keinem Minister tauschen mögen. In den vornehmen Restaurants Berlins: Dressel, Hiller, Hotel Bristol usw., trifft man sie scharenweise an. Das ist auch ihre Hauptbeschäftigung. Im Sommer gehts nach Pontresina oder Ostende, im Winter veranstalten sie jeden Monat einmal wüste Champagnergelage; sie nennen das „Festkommissionen“. Es ist berechnet worden, daß jeder, auch der kleinste socialdemokratische Agitator, ein Jahresinkommen von 8000 Mark bezieht. Und da reden sie über Brotwucher.

Genau dasselbe Leben führen die Journalisten in den socialdemokratischen Redaktionen, von denen das Volk mit Gott- und Vaterlandslosigkeit, Unzufriedenheit und Königshaf verpestet wird. So erfahren wir ganz verbürgt, daß in der Redaktion des „Vorwärts“ im ersten Quartal 1901 ein einziges Mitglied nicht weniger als 86 (!) saure (!!) Heringe (!!!) verzehrt hat. Erinnerung das nicht an die schlimmsten Schlemmereien der sinkenden römischen Kaiserzeit? Wir würden an diese gewissenlose Vergewaltigung von Arbeitergroschen nicht glauben, wenn unsre Quelle nicht völlig einwandfrei wäre. Oder wird der „Vorwärts“ es wagen, diese Thatsache zu leugnen? Er wird es nicht. An dieser Thatsache kann selbst seine Lügenkunst nicht rütteln. Und nun bedenke man, was es heißt, wenn ein einziger Mann in drei Monaten 86 saure Heringe verschlingt. Deutet das nicht sichtsbarlich darauf hin, daß der Mensch jede Nacht sinnlos sich besaufet? Sonst wäre der Consum dieser ungeheuren Summe von Heringen unbegreiflich. Aus solchem geistigen Zustand aber erklärt sich dann auch die giftgeschwollene Anzurechnungslosigkeit der Schreibart des „Vorwärts“. Arbeiter — so sehen Eure „geistigen“ Lehrer und Erzieher aus! Werdet Ihr nicht endlich erwachen? —

J. o. c.

### Kleines Feuilleton.

gb. Walderdbeeren. Hinter dem Dorfe fing der Wald an, ein wundervoller Wald. Statt der dürftigen Föhren und Fichten des Grünwalds wirkliches Laubholz, Buchen und Eichen. Dunkel und dicht verzweigt breiteten sie ihre mächtigen Zweige aus.

Die junge Frau blieb einen Augenblick stehen und antwortete tief auf: „Nein, ist das schön! Zu schön ist das, man hat gar keine Worte mehr dafür!“

Ihr Mann nickte, mit einem glücklichen Lächeln sah er auf ihre jubelnde Fröhlichkeit: „Ich habe es Dir ja gleich gesagt, wir brauchen gar nicht an die See und ins Gebirge, die märkischen Wälder sind ebenso schön. Sieh' mal, da wächst auch Wachholder.“

„Ja, und das viele Unterholz, zu herrlich!“ Sie klatschte in die Hände, dann horchte sie plötzlich auf: „Was ist das für ein Vogel, der da singt?“

Er horchte gleichfalls: „Nun, eine Grasmücke.“

„Grasmückchen, Grasmückchen, schenk' mir ein Biergroschenstückchen.“ Sie sumnte den alten Volkstanz vor sich hin und lachte übermütig. „Siehst Du, ich werde noch ordentlich kindisch, aber das macht der Wald. Ach, dieser wundervolle Wald!“

„Wir wollen hier links hineingehen,“ sagte der Mann und zog ihren Arm unter den seinen: „Sieh' einmal diese prächtige Virentallee!“

Sie folgte seiner weisenden Hand mit den Wäldern, wandte aber schon im nächsten Moment die großen Augen wieder nach der andren Seite: „Nein, aber was machen die?“

An dem Abhang der Hügel, die sich tief im Waldinnern erhoben, tauchten zwei Gestalten auf, eine alte Frau und ein kleiner Knabe; sie trugen Spannlörbe und gingen tief gebückt, den Blick fest auf den Boden geheftet. Ab und zu beugten sie sich nieder und suchten mit den Händen im Grase, pflückten etwas ab und warfen es in den Korb.

„Pflücken Sie Blumen?“ fragte die junge Frau.

Der Mann lächelte etwas: „Aber Elsie — Erdbeeren, Wald-

„Walderdbeeren?“ Sie jubelte auf. „Giebt es hier Erdbeeren?“

„Na, es scheint doch so, sonst würden die Leute doch nicht suchen gehen.“

„Aber dann wollen wir doch schau'n, ob wir auch welche finden. O ja, komm, Erdbeeren pflücken. Ist das reizend, daß man hier Erdbeeren pflücken kann!“ Sie riß sich von seiner Seite los und eilte in den Wald hinein: schon nach wenigen Schritten kniete sie mit einem hellen Jauchzer nieder:

„Ich hab' eine . . . noch eine, ein ganzes Feld, da . . . da!“

Er folgte ihr etwas langsamer: „Wenn Du Erdbeeren essen willst, lauf' doch lieber der Alten welche ab, das Bücken greift Dich bloß wieder an!“

„Ach wo, gar nicht —“ sie lachte auf — „das macht ja Spaß, riesigen Spaß macht ja das. Sieh mal, ich hab' schon bald eine ganze Hand voll. Jetzt such' ich mir mindestens einen Liter, die essen wir heute mittag zum Dessert mit Schlaghahne. hm, wird das fein! Erdbeeren mit Schlaghahne! Hast Du auch welche?“

„Ja, zwei sehr schöne sogar.“ Er bückte sich gleichfalls. Eine ganze Weile schritten sie schweigend neben einander hin, bald hier bald da eine Beere vom Boden aufnehmend. Manchmal entfernten sie sich etwas von einander, dann kamen sie wieder zusammen. Die junge Frau jubelte bei jedem neuen Fund, allmählich wurde sie jedoch stiller. Auf einmal blieb sie stehen, strich die Haare aus dem erhitzten Gesicht und rang nach Atem: „Ach jetzt kann ich aber nicht mehr! Dieses Bücken, da wird man ja krumm und lahm bei. Wieviel haben wir denn überhaupt nun? Ein Pfund muß es doch bald sein, zeig' mal!“

Er hielt ihr statt aller Antwort das lederne Touristentäschchen hin, in das sie ihre Ernte gethan. Sie schlug die Hände zusammen: „Aber das sind ja gerade ein paar Hände voll, und dabei pflücken wir schon zwei Stunden bald! Wie lange soll das dauern, ehe man einen Liter zusammen hat? Dabei kann man ja verrückt werden! Au, hab' ich Rückenschmerzen!“

Er nahm besorgt von neuem ihren Arm:

„Ich hab' es Dir ja gleich gesagt, streng' Dich nicht so an, Du wirst Dich krank machen mit Deinen Bücken. Wir können uns ja doch auch welche kaufen, da drüben ist ja die Alte noch. Geda, Sie . . . Mutterchen . . .“ Er nahm den Schirm und winkte: „Haben Sie Walderdbeeren?“

Die Alte horchte auf, sie war ein kleines verhuseltes Weiblein, mit gerunzeltem Gesicht. Mühselig humpelte sie auf bloßen Füßen über den unebenen, rauhen Waldboden heran: „Walderdbeeren, ja, lieber Herr, schöne, frisch gepflückte.“

Sie hielt ihnen das Spannlörbchen hin, es standen mehrere Gläser darin, alle mit roten Früchten gefüllt. „Vielleicht so'n Klafsen gefällig, lieber Herr?“ Mit ihren gichtgelrimmten Fingern mühte sie sich ein großes Seidelglas aus der Reihe der andern herauszuziehen. Die junge Frau kam ihr mit einer ungeduldrigen Handbewegung zu Hilfe, riß das Glas heraus und schüttelte seinen Inhalt in das Ledertäschchen; dann nahm sie noch zwei Wassergläser und schüttelte auch diese aus: „Was kosten sie denn nun?“

„Sechs Groschen, junge Frau, 's is über'n Liter.“

Aber die junge Frau machte ein empörtes Gesicht: „Was? Sechs Groschen so ein paar Walderdbeeren? Was soll man denn dabei eigentlich noch bezahlen? Sie haben sie doch umsonst. Und das hübschen Pflücken? Hier haben Sie ein Pfundgroschenstück, das ist aber übergenug.“ —

— Grillparzer und die Censurbehörde. Ueber seine Erfahrungen mit der österreichischen Censurbehörde äußerte sich Grillparzer öfters gesprächsweise halb bitter, halb humorvoll. Jetzt wird nach Mitteilungen des Dichters eine Unterhaltung veröffentlicht, die er mit dem damaligen Censurhofrat bei einer Fahrt im Stellwagen nach Hiebing geführt hat. „Nun, Grillparzer,“ fragte der Censurhofrat, „warum schreiben Sie nichts? Warum hört man nichts von Ihnen?“ Ich erwiderte ihm: „Grad Sie, Herr Hofrat, hätten mir die Frag' nicht stellen sollen. Mein Ottolar liegt jetzt schon bald zwei Jahr' auf der Censur.“ — „Ja, ja, ja,“ sagt er, „so seid's Ihr Herr'n Dichter, Ihr glaubt's immer, wir sind Eure Feinde. Wissen Sie, wer Ihren Ottolar verboten hat?“ — „Nein, Herr Hofrat.“ — „Ich,“ sagte er, „und Sie wissen doch, daß ich's gewiß immer gut mit Ihnen gemeint hab'.“ Ich war ganz erstarrt und frag', weshalb er ihn eigentlich verboten hat? Ob was Anstößiges vorkam? „Nein,“ erwidert er, „das ganz und gar nicht. Aber ich hab' mir immer gedacht: Man kann halt doch nicht wissen.“ — „Also schön Sie,“ schloß Grillparzer, „deshalb, weil man doch nicht wissen kann, hat er den Ottolar verboten.“ —

— Ein griechischer Schützenkönig. Ein in den Ruinen der alten griechischen Stadt Olbia gefundener, jetzt im Museum zu Odessa aufbewahrter Stein enthält unter einem freien Raum, der vielleicht mit Malerei geschmückt war, drei Verse, deren Inhalt ist: „Ich künde, daß 282 Kaster weit mit dem Bogen geschossen hat der berühmte Anaxagoras, der Sohn des Demagoras, der Sohn des Philtes, aber Kaster . . .“ Dann ist der Stein abgebrochen, auf dem sicher noch andre Weisschüsse verzeichnet waren. — Es war also Schützenfest in Olbia oder ein großes Wettchießen, und den Siegern zum ewigen Gedächtnis wurde eine schöne Marmorafel aufgerichtet, wie oft bei

solchen Anlässen, auf der ihre Namen mit den Schußergebnissen prangten; obenau der des Anagoras, des Schützenkönigs. Und 282 griechische Kaster sind wirklich eine achtenswerte Leistung. Sie entsprechen etwa 500 Meter; ein Schußresultat, das nur übertroffen wird durch die Recorde, welche die türkischen Sultane erzielt, deren Schüsse auf Säulen verzeichnet stehen, die noch heute den Ol-meidan in Konstantinopel schmücken, die Rennbahn der römischen Kaiser, welche die Türken als Schießstand benutzten. Dem auf einer der Säulen liest man in türkischen Lettern, daß Sultan Murad IV. (1623—1640) mit Unterstützung des Nordostwinds den Pfeil 1070 Ellen = 727 Meter geschossen habe. Inwieweit freilich dieser kaiserliche Record auf Wahrheit beruht oder von höflicher Schmeichelei abgerundet ist, das zu entscheiden, dürfte schwer sein. Auf alle Fälle hat der Schützenkönig von Olbia auch seinen Record nur schaffen können mit Benutzung des „Turkbogens“, des aus vielen Schichten zusammengefügten Bogens, der auch im Altertum schon durchaus bekannt war. —

**Geographisches.**

— Der Mississippi. Angesichts der Bedeutung des Mississippi für das ganze Wirtschaftsleben der Vereinigten Staaten hat die Bundesregierung einer besonderen Kommission die Sorge für den Fluß anvertraut. Diese Kommission ist u. a. damit beauftragt, eine detaillierte Aufnahme des ganzen Stroms und seiner Ufergegenden zu bewirken und zu dem Zweck eine Dreiecksreihe von der Quelle bis zur Mündung zu vermessen, Profile aufzunehmen, die Schwereerscheinungen zu beobachten und die Fahrrinne zu regulieren und zu vertiefen. Ein Resumé der Ergebnisse lieferte das Kommissionsmitglied J. A. Ockerly auf dem vorjährigen internationalen Schiffahrtkongress in Paris, und die Arbeit ist auch im Druck erschienen. Einige Mitteilungen daraus dürften von Interesse sein. Die Länge des Stroms wird auf 2550 englische Meilen (4080 Kilometer), die Länge seiner Nebenflüsse, soweit sie schiffbar sind, auf 15 000 engl. Meilen und sein Entwässerungsgebiet (fast das halbe Areal der Union) auf 1,25 Millionen englische Quadratmeilen angegeben. Die Quelle, den Itaskahee, hat der Staat Minnesota aus „Pietätsgründen“ zu einer Reservation — Itaska-Staatspark — gemacht. Die Schiffahrt beginnt bereits 25 englische Meilen unterhalb der Quelle, und etwa 35 englische Meilen weiter hat man Wasserreservoir angelegt, um in Sommer genügende Tiefe zu erzielen. Bei St. Anthony, 500 englische Meilen unterhalb der Quelle, unterbrechen Schnellen den Fluß, die natürlich gewerblich ausgenutzt werden, und an der Einmündung des Minnesota, 548 engl. Meilen vom Ursprung entfernt, beginnt die Dampfschiffahrt. Ein wenig oberhalb der Vereinigung mit dem Ohio führt das Wasser bereits viel Sinkstoffe mit sich, und beginnen die der Ueberflutung ausgelegten Striche. In St. Louis hat man Unterschiede von 37 Fuß zwischen dem höchsten und niedrigsten Wasserstande beobachtet. Weiter abwärts sind fortwährende Arbeiten nötig, um die Ufer zu schützen und die Fahrrinnen offen zu halten; selbstverständlich geschieht das alles in größtem Maßstabe, und so giebt es Baggermaschinen, die in der Stunde über 4000 Kubikyards heraus schaffen. Das Delta ist heute 500 englische Meilen lang und 30—40 Meilen breit und bedeckt einen Flächenraum von 400 000 Quadratmeilen; es baut sich beständig immer weiter in den Golf von Mexiko hinein und zwar mit einem Material von Sinkstoffen, dessen Menge man auf 362 Millionen Tonnen jährlich berechnet hat. Wollte man diese Sinkstoffe, die aus allen Teilen des Stromgebiets herkommen, über die Durchschnittsentfernung von 1500 englischen Meilen auf Flußfahrzeugen zu dem auf den amerikanischen Küsten für schwere Lasten üblichen Satz von einem Zehntel Penny die Tonne und Meile befördern, so würde dieser Transport nicht weniger als 238 Millionen Pfund Sterling jährlich kosten! New Orleans liegt heute 110 englische Meilen oberhalb der Mündung. —

(„Globe“.)

**Aus dem Pflanzenleben.**

—ss— Grüne und blühende Vogelnester. Im tropischen Amerika bereiten viele Arten der Kolibris ihre Nester teilweise aus der weichen Samenvolle von Pflanzen der Gattung Tillandsia, die wirtschaftlich als Dieferrantia der Tillandsiafasern bekannt ist. Manche Kolibris füttern ihr Nestchen inwendig ganz damit aus, während sie es auf der Außenseite mit hübschen Flechtenarten verzieren. Carlos Berde hat nun in Costarica, wie er in einem Brief an die „Gartenflora“ mitteilt, die Beobachtung gemacht, daß die Samenkörner, die an der Wolle haften, in der Regenzeit zu Keimen beginnen, so daß sich die Nester ganz mit Grün überziehen. Bei der Menge der keimenden Samen beginnt bald ein scharfer Kampf der wachsenden Pflänzchen um ihr Dasein. Die schwächeren oder ungünstiger gelegenen werden erdrückt, die überlebenden wachsen und blühen, wenn sich die Wurzel zeitig genug an einen Zweig festklammern können. Die Tillandsien, die wegen ihrer schön gezeichneten Blätter in ihrer prächtig rot gefärbten Blütenzähre auch als Warmhaus-Pflanzen bei uns sehr geschätzt werden, wachsen überhaupt meist auf Bäumen, wo sie immer einen harten Kampf um ihr Leben bestehen müssen. In manchen Gegenden der heißen Zone, wo die Feuchtigkeit der Luft groß genug ist, um jedes Samenkörnchen zum Keimen zu bringen, sieht man Hunderte kleiner Pflänzchen auf einem spannenlangen Stück eines Zweiges neben einander wachsen, obgleich sich nicht mehr

als ein halbes Duzend darauf zur Blüte entwickeln können. Die armen hübschen Pflänzchen wehren sich nur so lange als möglich gegen den Tod, sie drängen gegen einander, zerdrücken sich und wachsen, so lange ihnen nicht alle Lebensbedingungen genommen werden. Der amerikanische Korallenbaum ist oft so übermäßig mit diesen Pflänzchen überfät, daß auf einem handlangen Aststück 100 bis 200 von ihnen 5 Centimeter hoch aufschließen, ehe sie sich gegenseitig ums Leben bringen. Wenn freilich eine andre kräftigere Schmarogerpflanze auf demselben Zweige keimt, so kann von einem eigentlichen Kampfe kaum mehr die Rede sein, da dann die zarten Tillandsien ohne viel Zeitaufwand erstickt werden, damit sich der Stärkere auf ihrem Platz breit machen kann. —

**Technisches.**

— Eine neue Marinesadel, die an die Fadeln von Dobona erinnert, welche sich beim Eintauchen in den heiligen Quell von selbst entzündeten, beschreibt „Nature“. Sie besteht einfach aus einem hohlen Metallcylinder von 0,08 bis 0,21 Meter Durchmesser und 0,3 bis 1,0 Meter Länge, der an beiden Enden geschlossen ist und in einem Drahtkorb eine entsprechende Menge von Calciumcarbid, sowie eine Luftkammer enthält, um ihn schwimmend zu erhalten. Sobald das Wasser in den Cylinder Zutritt erhält, findet also eine Entwicklung von Acetylen statt, welches am Kopf der Fadel durch eine Reihe von Brennern ausströmt und sich dort entzündet. Damit dies von selbst geschieht, ist oben eine kleine, Calciumphosphid enthaltende Kammer angebracht, welche beim Wasserzutritt selbstentzündliches Phosphorwasserstoffgas entwickelt und das Acetylen ebenfalls entzündet. Die Wirkung tritt vollkommen automatisch ein, und es ist nur erforderlich, daß man vor dem Eintauchen oder Hineinwerfen der Fadel ins Wasser durch Anziehen eines Ringes einen schützenden Metallstreifen entfernt. Die bedeutende Leistungsfähigkeit dieser Fadeln erhellt daraus, daß eine solche von nur 0,15 Meter Länge eine bis anderthalb Stunden lang eine 0,3 Meter hohe Flamme von 2000 Kerzen ergibt. — („Prometheus“.)

**Humoristisches.**

— Er kennt sich aus. Bürgermeister (einer kleinen Stadt, in der eine Feuersbrunst bedenklich um sich greift, zum Feuerwehrhauptmann): „Hauptma', d' G'sicht wird schimml'... Was meinst D' denn?“  
 Feuerwehrhauptmann: „Was i' mein? Erscht war'sch ja bloß a' Affekuranzfeuerl, a' Kein's; dann — wie 's n' Nachbar erwischt hat — scho' a' Schadenfeuerl; — — oba jetzt, G'votta — wenn nur nit gar a' großer Verschönerungsbrand d'raus wird!“ —  
 — Renommage. „Sagen Sie 'mal Professor, wie weit ist denn wohl der Sirius von uns entfernt?“  
 „Nun, etwa zehn Billionen Meilen!“  
 „So?... Hätt'n mir eigentlich weiter vorgestellt!“  
 — Zu gewissenhaft. „Haben Sie Ihrem Manne das Schlafmittel nach Vorschrift gegeben?“  
 „Jawohl Herr Doktor — alle zwei Stunden. Aber es war eine harte Arbeit, ihn jedesmal wieder wach zu kriegen!“ — („Flieg. Bl.“)

**Notizen.**

— Im „Insel“-Verlage wird Dr. Karl Schildekopf die sämtlichen Werke von Wilhelm Heine neu herausgeben. —  
 — Die Direktion des Wiener Burgtheaters beabsichtigt Gerhard Hauptmanns „Schluck und Sau“ zu Weihnachten oder im Fasching zur Aufführung zu bringen. Rausch und Thimig werden die Titelrollen geben. —  
 — Eine Subvention für das Hamburger Stadttheater in der Höhe von 50 000 M. jährlich auf 10 Jahre hat die Hamburger Bürgerschaft bewilligt. —  
 — Bierbaums „Pan im Ufch“, mit der Musik von Mottl, ist im Münchener Hof-Theater beifällig aufgenommen worden. —  
 — Richard Strauß hat soeben eine einaktige komische Oper vollendet, die den Titel „Feuersnot“ führt und im mittelalterlichen München spielt. —  
 — Ein Museum für Geschichte der Medizin wird auf Antrag des Dekans der medizinischen Fakultät in Paris, Dr. Brouardel, in drei Bibliothekssälen der Sorbonne eingerichtet werden. —  
 — In Pompeji ist eine prächtige Bronzestatue mit eingesetzten Augen gefunden worden, die, nach den Fingelschühen an den Füßen zu urteilen, den Perseus darstellen soll. —  
 — Der Name des Bildhauers, dem der Michael Beer-Preis der Akademie der Künste zuerkannt wurde, lautet nicht Pfastner, sondern Plehner. —